

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 176.

Sonntag, 30. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(38. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Die Sommerfonne lachte auf Trabemünde herab. Die Saison stand auf ihrem Höhepunkt.

Ein Vergnügen, „zum Wohl und Wehe“ der Kurgäste, wie einer der letzteren sich ausdrückte — jagte das andere.

Die Sonne spiegelte sich in den Fenstern von Trabemünde-Stadt. Dort, in der Vorderreihe, gab es unzählige Fremdenpensionen, von deren glasverdeckten kleinen Veranden man den Blick auf den Privall, die Trabemünde vorgelagerte Insel, hatte. Die Trabe war hart vor ihrer Mündung in die Bucht mit unzähligen kleinen und großen Fahrzeugen bedeckt. Der Weg zu Trabemünde-Strand lief an dem Leuchtturm, an dessen Fuß sich die vielhundertjährige Ulme erhob, vorüber. Weiterhin gelangte man an das hohe Brodtener Ufer, von wo aus man einen wundervollen Blick über die Bucht genoss, wo man abends das Blinkfeuer von einer kleinen, gegenüberliegenden Insel her aufblitzen sah.

Thea Gröning, die mit ihren beiden Nissen nach Trabemünde ins Bad gekommen war, hatte anfangs in der Vorderreihe in einer der kleinen anheimelnden Pensionen Wohnung nehmen wollen. Da war ein herzlicher Brief von Henrika gekommen: Thea und die Knaben dürften bei niemand anderem als bei ihr, in ihrer Villa wohnen, als ihre Gäste. Sie habe eine Villa für sich allein gemietet, um dem Verkehr mit Fremden zu entgehen. Es wäre so sehr viel Raum in dem großen Hause mit seinen Veranden und Altanen. Und im Garten wäre ein großer Spielplatz, und für Turngeräte wolle sie, Henrika, auch Sorge tragen. Kurz — Hans Grönings Nissen und Schwester sollten sich wohl bei ihr fühlen.

Der Brief war so warm und herzlich gehalten, daß eine Ablehnung Henrika hätte verletzen müssen.

„Wir sind Henrika eine Genugtuung schuldig“, sagte Thea und reichte ihrem Schwager das Schreiben zur Einsicht. „Wir haben sie nicht zu nehmen gewußt, sie, die Bruder Hans uns vertrauensvoll geschickt hatte. Wenn es dir recht ist, Franz, gehe ich mit den Kindern zu Henrika. Meine Anwesenheit wird ihr vielleicht auch aus dem Grunde lieb sein, weil im Juli endlich eine Zusammenkunft zwischen ihr und ihrer Schwiegermutter stattfinden soll.“

„Delarue und seine Mutter werden also auch in Trabemünde sein?“

„Ja. Die Baronin als Gast der Löhnstädts, wie Henrika schreibt. Der Konsul besitzt eine Villa auf dem Privall.“

„Du würdest gern nach Trabemünde gehen, Thea?“

Doktor Gaendler, in seiner Hausjoppe besonders schlank und jugendlich, wanderte im Zimmer umher, rückte an einer Stuhllehne, zupfte ein weißes Blatt von einer der Topfpflanzen auf dem Blumentisch unter dem Fenster ab, und blickte durch seinen Kneifer seine Schwägerin mit einem seltsam unruhigen und gespannten Blick an.

„Gewiß. Sehr gern“, erwiderte Thea gelassen. Sie blickte bei ihren Worten nicht von ihrer Arbeit auf. Sie nähte einen frischen Matrosenkragen auf Kurtchens Schulbluse.

„Die Kinder sollen Seelust haben, ich mag die See über alles — in Trabemünde soll es entzückend sein — und ich würde mich herzlich freuen, Henrika wiederzusehen. Ich habe das Gefühl, ihr gegenüber vieles an Unterlassungsünden nachholen zu müssen, sie mir wirklich zur Freundin zu gewinnen. Tante Riete geh' ja zu Blessigs an den Scharmützelsee, und du nach Tirol, Franz, da werden wir alle vortrefflich aufgehoben sein.“

„Ja, das werden wir“, erwiderte der Doktor in einem kurzen Ton, daß seine Schwägerin erstaunt ihr anblickte. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, verließ er das Zimmer.

Thea seufzte leise.

Was war das nun wieder? Worin hatte sie es versehen? Franz war in letzter Zeit mitunter so wunderbar. Ganz anders als früher. Fühlte er sich nicht mehr behaglich und zufrieden in seiner Häuslichkeit?

Thea ließ ihre fleißigen Hände in den Schöfz sinken und schaute gramvoll vor sich hin. . . . Wenn es hier anders werden sollte . . . ? Vielleicht dachte Franz daran, seinen Kindern eine zweite Mutter zu geben, und scheute sich davor, es ihr zu sagen . . . es war ja nicht auszudenken . . . Die Kinder, die mit solcher Zärtlichkeit an ihr hingen, würden sie denn überhaupt ohne die Tante Thea sein können . . . ?

Thea merkte gar nicht, daß sie weinte . . . Dann wurde sie Herrin dieser jähen Gefühlsaufwallung. Sie war jetzt so daran gewöhnt, vieles, was sie innerlich durchlebte, in sich zu verschließen. Sie wollte tapfer in die Zukunft blicken. Vielleicht sah sie Gespenster — Franz war verändert infolge von Überarbeitung, er hatte sich in letzter Zeit zuviel zugemutet mit wissenschaftlichen Forschungen und Studien, die er in seiner freien Zeit trieb — der Aufenthalt in den Bergen würde ihm gut tun.

Run war Thea mit den Kindern bei Henrika in Trabemünde.

Schimmelmehlen erwies sich als außerordentlich dazu geeignet, sich mit den Gaendlerschen Buben zu beschäftigen: das Dreiblatt buddelte stundenlang vergnügt am Strande, und der Pudel Regus wurde häufig Henrika untreu und gesellte sich als vierter hinzu.

Henrika und Thea machten stundenlang Spaziergänge, ließen sich im Motorboot auf den Privall hinüberfahren, wanderten dort am Strande dahin, und wurden in diesen köstlichen Sommertagen Freundinnen.

Dann kamen Löhnstädts mit der Baronin, direkt aus Nissingen, wo sie wochenlang zusammengewesen waren.

Die erste Begegnung mit der Mutter des Mannes, der einen Tag hindurch ihr Gatte gewesen war, brachte

Henrika nicht die große Gemütserschütterung, vor der sie heimlich gebebt hatte. Es verlief alles so selbstverständlich:

„Mein liebes Kind, meine liebe Tochter“, sagte die alte Dame und schloß Henrika in ihre Arme: „Nun gehörst du ganz zu uns, bleibst bei uns.“ Henrika widersprach nicht.

Aber ihr lag nichts ferner, als ihr Leben fortan mit dem der Delarues zu verknüpfen. Sie empfand für die Mutter des Mannes, dem ihre erste Liebe gehört hatte, herzliche Zuneigung, war aber nicht gewillt, über sich bestimmen zu lassen. Nach und nach aber ließ sie sich von dem Gefühl, endlich einmal Heimatsrechte zu genießen, wohlighin einwinnen. Das Bewußtsein, in jeder Beziehung unabhängig von der Baronin und Fred zu sein, gab ihr eine köstliche Sicherheit. Der Liebreiz ihres Wesens, der Harald so sehr bezaubert hatte, gewann ihr im Fluge auch das Herz seiner Mutter. Sogar die Frau Konsul, die sich anfangs durchaus reserviert, ja fast ablehnend Henrika gegenüber verhalten hatte, fand bald nichts an ihr auszusetzen. „Sie ist ganz Dame.“

Das war das höchste Lob, das die Frau Konsul zu spenden vermochte.

Man erinnerte sich in den Löhnsstädtchen Kreisen natürlich sehr genau Henriette Santens, der jetzigen jungen Baronin Strodsmann; die romantische Geschichte ihrer Heirat mit dem ehemaligen Löhnsstädtchen Volontär bildete eine Zeit hindurch ein beliebtes Gesprächsthema der Travemünder Badegesellschaft. Dann ging man zur Tagesordnung über und fand es begreiflich, daß die Baronin Mutter die Schwiegertochter, die eine Million oder darüber in Spanien geerbt hatte, anerkannte. Manche rümpften nach wie vor die Nase über die „Filmprinzessin“, aber der Umstand, daß Henrika, eine vielgenannte und vielbewunderte Kinodarstellerin war, wozu in den Augen der Mehrzahl einen neuen Nimbus um ihre Persönlichkeit. Man suchte Henrikas nähere Bekanntschaft.

„Wie es scheint, bin ich eine begehrte Partie geworden“, sagte Henrika lachend, als sie an einem sonnigen Nachmittag mit Thea sich auf dem Wege zur Löhnsstädtchen Villa befand.

Am Vorabend hatten beide ein Diner, das Konsul Löhnsstadt im Kurhause gegeben, mitgemacht.

Henrika war der Mittelpunkt des kleinen Kreises gewesen. — Der junge Börsdorf, der Senatorensohn, war der Schatten der in ihrer Jungmädchenschönheit entzückenden, jungen Frau gewesen.

„Was das Geld doch für eine Macht besitzt“, fügte sie mit leiser Bitterkeit hinzu.

„Du unterschätzt deine eigene Person, Henrika“, erwiderte Thea.

Henrika gab keine Antwort. Ja — Haralds Mutter und Esmgard Löhnsstadt hatten sie gesucht, als sie noch außerhalb dieses exklusiven Kreises hier gestanden hatte — aber nicht ihretwegen, sondern um Haralds willen war es geschehen. . . . Und Fred? — Ein Schatten glitt über Henrikas feine, schöne Rüge — entweder er überwand sich seiner Mutter zuliebe, oder er meinte wohl auch, aus Rücksicht für die Namen Strodsmann und Delarue nicht anders handeln zu können. . . . Die Beweggründe zu seiner nunmehrigen Haltung Henrika gegenüber waren zweifellos — das sagte sie sich — kluge, wohlberogene. Impulsiv zu handeln, aus Gefühlsursachen — dazu hielt Henrika Fred nicht für fähig. . . . Sie konnte nun ganz gelassen an ihn denken. Wie an einen vollkommen gleichgültigen, fremden Menschen, redete sie sich ein. Die Zeiten, wo sie ihn zu hassen geglaubt, waren vorbei. . . . (Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Die großen Menschen in der Weltgeschichte haben gesagt, weil das Ewigkeits sie begeisterte, und so steigt immer und notwendig die Begeisterung über den, der leicht begeistert ist. Richte.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Der alte Friß als Kaffeefeind. Die Einschränkung im Kaffeeverbrauch, die die Kriegszeit mit sich führt, wird uns allmählich wohl wieder zu den guten Morgensuppen zurückführen lassen, bei denen unsere Voreltern sich wohl befunden und ein behagliches Alter erreicht haben. Zum Trost sei daran erinnert, daß es noch garnicht so lange her ist, seit der Kaffee als Volksgetränk allgemein verbreitet und beliebt wurde, und daß in manchen Gegenden auf dem Lande noch heute eine Suppe die Stelle des Kaffees vertritt. Der alte Friß hielt das braune Gebräu für eine Teufelsfindung und einen schädlichen, zum mindesten aber überflüssigen neu-modischen Luxus. Mit dem Krüddtod ließ sich dagegen nichts machen, aber die Steuerschraube konnte vielleicht helfen. Er machte deshalb den Handel mit Kaffee — ebenso wie den mit Tabak — zum Monopol des Staates und legte hohe Abgaben auf diese Ware, schon um den der Gesundheit abträglichen Genuß des Getränkes einzuschränken. Die Bevölkerung, namentlich die von Berlin, hatte sich aber schnell an den Kaffee so gewöhnt, daß alle Volkskreise mit der Maßnahme des Königs höchst unzufrieden waren. Doch gegen alle Eingaben um Aufhebung der neuen indirekten Steuer und gegen alle persönlichen Vorstellungen wegen Verbilligung des beliebten Einfuhrartikels blieb Friedrich taub. Mit einer lakonischen Verfügung tat er die Sache ab: „Seine Majestät sind Höchstselt in Ihrer Jugend mit Bier-suppen erzogen, mithin können die Leute ebenso gut mit Bier-suppen erzogen werden. Das ist viel gesünder als Kaffee.“ Die Mißstimmung, die sich vielfach breit gemacht hatte, schätzte der König gering ein, und dem Spott gegenüber mußte er, der überhaupt ausgezeichnet mit seinen Untertanen umzugehen verstand, den rechten Ton zu treffen. Als er einmal in Begleitung eines einzigen Reitknechtes in der Nähe des Berliner Schlosses ausritt, bemerkte er am Werberischen Markt ein großes Gedränge. Er schickte den Reitknecht hin, um zu sehen, was die Leute da zu sehen hätten. Der kam zurück und meldete verlegen: „Sie haben etwas auf Eure Majestät angeschlagen.“ Nun ritt der König selbst heran, das Volk drückte sich scheu zur Seite, und er sah seine Karikatur, die ihn selbst darstellte, wie er auf einem Schemel saß, mit der Rechten eine Kaffeemühle drehte und mit der Linken die herausfallenden Bohnen sammelte. Kein Zornesausbruch erfolgte, wie die Umstehenden wohl erwartet hatten, sondern laut rief der König: „Gängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausreden müssen!“ Die Worte trafen ins Herz des Volkes. Ein lauter, allgemeiner Jubel erhob sich. Man riß das Blatt herunter, zerriß es in tausend Fäden und ließ den König, der langsam weiterritt, immer wieder hochleben.

Das Kriegselend der französischen Arbeiterinnen. Über das soziale und körperliche Elend, dem die französischen Arbeiterinnen unter den gegenwärtig herrschenden Kriegszuständen infolge der ungünstigen Organisation und partiellen Unterstützung der Industrie vonseiten der Regierung ausgesetzt sind, veröffentlicht der „Matin“ einen 1½ Spalten langen, Aufsehen erregenden Artikel. Unter dem Titel „Hungersnot-Löhne“ entwirft die Mitarbeiterin des „Matin“, Frau Rochebrune, ein ausführliches und jammervolles Bild der furchtbaren Lage, in der die französischen Arbeiterinnen sich befinden: „In der Nähe der Pariser Börse sieht man an den Mauern immer eine Reihe von Plakaten, auf denen Arbeitsstellen für Frauen bekanntgegeben werden. Nachdem ich mir die Adresse eines Modehauses aufgeschrieben habe, das „gute Arbeiterinnen dringend sucht“, begeben wir uns zu dem Gebäude, in dessen fünftem Stockwerk das Geschäft sich befindet. Man steigt eine schmale, steile Treppe empor, die kein Ende nehmen will, und endlich gelangt man in einen Vorraum, in dem ungefähr 20 abgemagerte und bleiche Arbeiterinnen auf rohen Holzbänken sitzen und stumm ihr Los erwarten. Aus dem Nebenzimmer hört man einzelne Worte aus einem erregten Streit um eine Lohnfrage. Gleich darauf kommt ein armes Mädchen mit verweinten Augen heraus, und alle die wartenden Arbeiterinnen beginnen zornig und entmutigt durcheinander zu sprechen. Tatsächlich wird Unmögliche an Arbeitsleistung für eine geradezu lächer-

liche Bezahlung verlangt. Für kaum 1½ Franken soll ein Nieder vollkommen fertiggestellt werden. 8 Stunden Arbeit, Nadeln, Faden und anderes Material, Beleuchtungskosten daheim in den zur Arbeit benützten Nachtstunden und schließlich eine Menge Zeit, die beim Abholen des Auftrages und Ablieferung der fertigen Ware verloren geht, und für all dies wird die Summe von kaum 1½ Franken bezahlt! Viele Arbeiterinnen gehen wieder fort, da sie diese Bedingungen nicht annehmen können; sie suchen weiter in anderen Geschäften, wo sie dasselbe Elend und dieselben Hungersnotlöhne finden werden. Aber eine ganz blasse und verhärmte Frau, die sich in eine Ecke gedrückt hat, nimmt ohne Widerrede den Auftrag an. „Es ist sehr unrecht den Kameradinnen gegenüber, solche Arbeit anzunehmen,“ erklärt sie mir auf der Treppe, „aber wenn man nichts zu essen hat, hört alle Überlegung auf. . .“ Da es 10 Uhr schlägt, gerade die Zeit, in der in den ganz großen Geschäften die Arbeit angeboten und verteilt wird, mache ich mich auf den Weg, um auch dort meine Beobachtungen anzustellen. Aber überall herrschen die gleichen Zustände, und für eine Leistung, die bei großem Fleiß drei Tage erfordert, werden in einem der ersten Geschäfte sogar nur 5,25 Franken angeboten. Während einer Woche habe ich die diesbezüglichen Verhältnisse in den verschiedensten Stadtvierteln von Paris untersucht, und überall mußte ich feststellen, daß die arbeitende weibliche Bevölkerung in einer geradezu himmelschreienden Weise ausgebeutet wird. Die Notwendigkeit, den Männern, den Brüdern und Söhnen wenigstens ab und zu etwas ins Feld zu schicken, die außerordentliche Erhöhung aller Preise, die noch fortwährend zunimmt, die unregelmäßige und geringfügige Unterstützung durch die Regierung, und die Gleichgültigkeit des in der allerschlechtesten Verfassung befindlichen Bureaukratismus der Behörden haben so Zustände geschaffen, die eine Schande und auf die Dauer ganz unmöglich sind. Es ist die allerhöchste Zeit, einzuschreiten, wenn noch im letzten Augenblick eine Krise abgewehrt werden soll, die ein ernstes Unglück für die ganze Nation bedeuten würde! Dieses Dokument, das in einer der größten und sonst nicht eben besonders sozial denkenden französischen Zeitungen abgedruckt ist, genügt, um die offiziellen, immer wieder erneuten Versicherungen von der inneren Stärke Frankreichs in ausgiebigstem Maße Lügen zu strafen.

Eine deutsche Konkurrenz der tropischen Kautschukpflanzung. Der Kautschuk wird im allgemeinen als ein tropisches Produkt angesehen, über dessen Entstehen man gerade wegen dieser fernen Heimat der Kautschukpflanze nicht nachdenkt. Bei der wirtschaftlichen Bedeutung des Kautschuks aber, die heute allgemein anerkannt ist, wäre es natürlich von einschneidender Wichtigkeit, den sehr beträchtlichen Bedarf an Kautschuk aus unserer Flora durch einheimische Kulturen decken zu können. Daß dieser Gedanke jetzt während des Krieges nicht zum ersten Mal aufsteht, zeigt eine Untersuchung mit Gänsefußeln (*Sonchus oleraceus*), die Kahner vor 30 Jahren unternommen hat. Der Gehalt der Pflanze an reinem Kautschuk erwies sich aber als ziemlich niedrig. Dr. J. Schiller nimmt jetzt im Promethes das Problem wieder auf und weist auf eine andere Pflanze, eine Kompositen, hin, die unsere ebenfalls kautschukhaltige Welsmischarten und sogar einige der meistangebauten tropischen Pflanzen an Kautschukgehalt übertrifft. Es ist dies *Lactuca viminea*, der Rutenlattich, der im Elbthale bis nach Dresden, an der Donau, ebenfalls ziemlich weit nach Westen aus der ungarischen und niederösterreichischen Ebene vordringt. Die zweijährige Pflanze kann auf geeignetem Boden eine Höhe von 2 Meter erreichen. In allen oberirdischen Teilen wie auch in der dicken Pflanzenwurzel führt sie sog. Milchhöhlen, aus denen bei einer Verletzung ein gelber Saft herausquillt, der erst gelb, flebrig und fadenziehend ist, dann aber sich zu einer dunkelbraunen, fast plastischen Masse zusammenzieht. Der Gehalt an Reinkautschuk beträgt 19,06 Prozent des Milchsaftes und 0,49 Prozent des getrockneten Pflanzengewichtes, während die meistkultivierten tropischen Pflanzen (*Hevea brasiliensis* und *Klebschia elastica*) ungefähr 0,3 Prozent ihres Trockengewichtes liefern. Bei der kultivierten Pflanze lassen sich noch größere Ausbeuten erzielen, besonders, wenn bei größerer Erfahrung erst die Zeiten der höchsten Saftproduktion ermittelt sein werden. Wie weit freilich im übrigen die Pflanze für die Kultur geeignet ist und welches die Güte des aus ihre ge-

wonnenen Kautschuks ist, läßt sich bisher noch nicht mit Bestimmtheit feststellen.

Die älteste deutsche Ansiedlung in den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1683 wanderten aus Krefeld 13 deutsche Familien unter Führung des Frankfurter Rechtsgelehrten Pastorius nach Amerika aus und gründeten in unmittelbarer Nachbarschaft der damals aus wenigen Blockhäusern bestehenden, im demselben Jahre gegründeten Stadt Philadelphia eine deutsche Ansiedlung, die älteste in den Vereinigten Staaten, die sie Germanotown nannten, d. i. die deutsche Stadt. Hier wurden die ersten Bücher mit deutschen Lettern in Amerika gedruckt, hier erschien die erste deutsch-amerikanische Zeitung, hier wurde die erste Bibel Amerikas in deutscher Sprache hergestellt und von hier aus wurde schon im Jahre 1688 der erste Protest gegen die Sklaverei erhoben. Kurz vor dem Kriege beabsichtigte man, zu Ehren der Gründer ein Denkmal zu errichten, und auch die amerikanische Regierung wollte sich mit einer Spende von 35 000 Dollars an der Sammlung für die Errichtung des Denkmals beteiligen, „in Anerkennung der großen Verdienste des Deutschtums um die kulturelle Entwicklung Amerikas.“ Die Sache ist durch den Krieg hinausgeschoben worden, wird aber nach Friedensschluß wieder aufgenommen werden und in den ganzen Vereinigten Staaten begreifliches Aufsehen erregen.

Die Nährhefetur im Gefängnis. Die in Anbetracht der notwendigen Heranziehung neuer Nährstoffe angestellten theoretischen Untersuchungen über die Brauchbarkeit der Nährstoffe als Nahrungsmittel wurden nunmehr in erfolgreicher Weise durch einen praktischen Versuch, nämlich eine an Zinsassen der Freiburger Strafanstalt vorgenommene Nährhefetur, ergänzt. Wie der durch seine Untersuchungen auf diesem Gebiet ausgezeichnete Geh. Hofrat Prof. Dr. Max Schottelius, der die erwähnte Kur leitete, selbst in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift ausführt, handelte es sich darum, den praktischen Wert der Nährhefe, z. B. als Ergänzung der eingeschränkten Brotration, nachzuweisen. Die Nährhefe ist ein griechmelartiges, hellbraunes Pulver mit einem karamellartigen Geruch und von indifferentem Geschmack. Sie besteht aus eiförmigen Hefezellen, die etwas kleiner sind als die frischen Hefezellen. Nachdem bei einer Anzahl von mit Nährhefe hergestellten Gerichten festgestellt worden war, daß die Bekömmlichkeit und der Geschmack der Speisen durch den Nährhefezusatz in keiner Weise ungünstig beeinflusst wurden, sollte die Nährhefe vor allem in den Vollstücken als Suppen- und Speisezusatz verwendet werden. Die letzte Probe wurde an zehn Gefangenen der Freiburger Strafanstalt vorgenommen, denen man mit ihrer Einwilligung vier Wochen hindurch mit den täglichen Mahlzeiten Nährhefe verabreichte. Vor allem galt es festzustellen, ob die Nährhefe die ausfallenden Brotmengen ersetzen könne und eine Verbesserung der Pflege auf diesem Wege möglich sei. So erhielten die zehn Gefangenen täglich 30 Gramm Nährhefe, die in drei gleichgroßen Portionen als Zusatz zu der gewöhnlichen Kost abgegeben wurden. Da die erste Probewoche sehr günstig verlief, erhöhte man die Tagesration auf 50 Gramm und späterhin auf 100 Gramm. Als die vierwöchige Kur abgeschlossen war, erklärten die Gefangenen einstimmig ihre völlige Zufriedenheit mit dem Nährpulver, das ihnen keinerlei Beschwerden verursacht habe, und sie sagten weiter aus, daß sie bei gleicher Arbeit trotz der eingeschränkten Brotration weniger Hunger verspürt hätten. Auch im allgemeinen schienen das Wohlbefinden merklich gehoben, und zwar nicht nur körperlich, sondern auch geistig und feilsch. Das Resultat dieses äußerst interessanten Versuches der Ernährung mittels Nährhefe fasste Prof. Schottelius folgendermaßen zusammen: von neun mit Nährhefe ernährten Personen (ein Gefangener war knapp nach Beqinn der Versuchszeit ausgeschieden) nahmen fünf an Gewicht zu, zwei hatten nach der Probe dasselbe Gewicht wie vorher, und zwei nahmen ein wenig an Gewicht ab. Dagegen hatten von den ohne Nährhefe ernährten Kontrollpersonen sechs an Gewicht abgenommen. Insgesamt betrug die Differenz zwischen der mit Nährhefe und der ohne dieselbe ernährten Gruppe 13 Kilogramm zugunsten der Nährhefeskala. Nach diesen und auch durch andere Forscher gewonnenen günstigen Erfahrungen erscheinen die Vorzüge einer Verbesserung der Kriegskost durch Zusatz von Nährhefe einwandfrei erwiesen, da abgesehen von der Gewichtszunahme auch eine Erhaltung des körpereigenen Gewährleistung wird,

Schach

Alle die Schachhefte betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

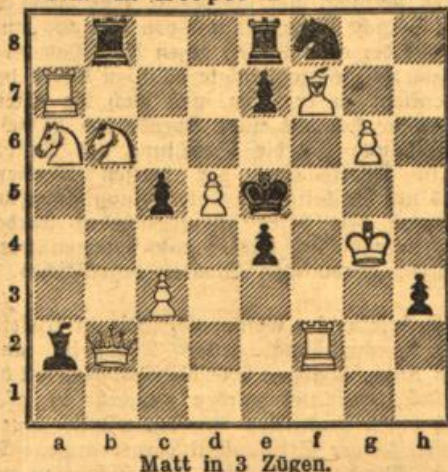
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 30. Juli 1916.

Aufgaben.

472. E. Körper in Wiesbaden.



Matt in 3 Zügen.

473. R. Hollstein in Berlin.

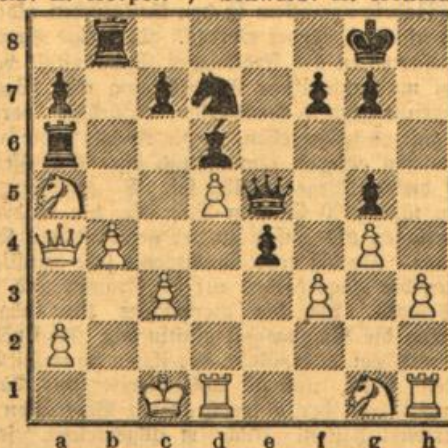
Weiß: Kb1, De2, Lb8, c6, Sc2, h6, Ba5, f5, g3. (9 Stück.)
Schwarz: Ke5, Tc7, Lc3, Sd6, f6, Ba6, b2, e4, f7. (9 St.)

Matt in 2 Zügen.

Die Aufgabe 469 (471) von L'Hermet ist ein Zweizüger. Auch die Aufgabe 468 (470) von Th. Bode ist, wie uns der Verfasser mitteilt, nicht richtig wiedergegeben. Zu streichen sind die schwarzen Bauern a5 und e4, hinzuzufügen ist ein schwarzer Läufer e4.

Partie 174.

Korrespondenzpartie, gespielt in Wiesbaden.
Weiß: E. Körper. *) Schwarz: K. Hoffmann.



Stellung nach dem 25. Zug von Schwarz.

Weiß steht auf Verlust. Denn auf Dc2 oder a3 folgt

TxSa5. Die Partie nahm folgenden Verlauf:

- | | | | |
|----------|------|----------------------|-------|
| 1. Kc2 | Dg3 | 9. Dc2 ¹⁾ | Df4l |
| 2. Td2 | De1 | 10. Db1 | Txd5† |
| 3. Te2 | Dal | 11. Kc2 | Ta—d6 |
| 4. Txex4 | Sf6 | 12. De1 | Td8 |
| 5. Te2 | Lf4 | 13. Sa—b3 | Dd6 |
| 6. h4 | Dcl+ | 14. Sh3 | Da6 |
| 7. Kd3 | Td8 | 15. Sd4 | Dxa2† |
| 8. hxg5 | Lxg5 | | |

und setzt matt in 5 Zügen.

¹⁾ Auf Te2—h2 folgt Td5+ g7—g6 nebst c7—c5 mit Gewinnspiel für Schwarz.

*) E. K. sucht Spielgegner eventl. gegen Einsatz und auch für Korrespondenzpartien nach auswärt. Die Adresse ist durch uns zu erfahren.

Auflösungen.

Nr. 467 (2 Züge). 1. Da5.

Nr. 468 (3 Züge). 1. De7, Fxe7 2. Ka2; 1. . . ., 2. Sb7+.

Nr. 469 (irrtümlich als 467 bezeichnet) von J. Berger (3 Züge). 1. c4, Lxc4, —c8 2. D(×) c8; 1. . . ., 2. Dh3.

Richtige Lösungen zu allen Aufgaben sandten ein: F. S. aus Wiesbaden, R. M., Dr. M., J. K., L. M., A. D. und Wdw. in Wiesbaden und K. Schwartz in Fulda, von dem auch die richtige Lösung der Aufgaben 465 und 466 verspätet einging.

Briefkasten. Th. B. Die Aufgabe 4 ist in Ordnung und wird gebracht.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Zahlenrätsel.

- | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---------------------------------------|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 2 | 6 | 6 | 7 | 8 | Jahreszeit. |
| 2 | 3 | 4 | 5 | 7 | | | | | | Haustier. |
| 3 | 4 | 8 | 2 | 6 | | | | | | Farbstoff aus der Gruppe der Metalle. |
| 4 | 2 | 6 | 7 | 8 | | | | | | Sagenhafter altgriechischer Dichter. |
| 5 | 3 | 4 | 7 | 8 | | | | | | Werkzeug. |
| 2 | 4 | 8 | | | | | | | | Teil des Kopfes. |
| 6 | 7 | 7 | 8 | | | | | | | Geographische Bezeichnung. |
| 6 | 2 | 2 | 8 | | | | | | | Form des Erdreichs. |
| 7 | 4 | 8 | 7 | | | | | | | Hohes Gut. |
| 8 | 2 | 5 | 7 | | | | | | | Blume. |

Buchstabenrätsel.

Wenn in des Lebens allertrübsten Stunden
Der Mensch verzweifelt schon am Abgrund steht,
Wenn aller Hoffnung Strahlen ihm entschwinden,
Wenn Glück und Freude kalt vorübergeht;
Dann weck' ich ihn mit allgewalt'ger Kraft
Und biet' ihm Mut zu höherem Vertrauen,
Dann bin ich's, was ihm Ruh und Frieden schafft
Und heiß ihn hoffend in die Zukunft schauen.

Ein Zeichen weg — dem Leibe doch gewäh' ich Schutz,
Mit meinem Schatten biet' ich selbst der Sonne Trutz.

Rückläufig.

Nenne mir zehn Wörter, welche alle, rückwärts gelesen, ebenso lauten, wie vorwärts. Das erste ist ein weiblicher Name; das zweite ein vornehmer Titel in der Türkei; das dritte eine merkwürdige Erscheinung des Meeres; das vierte ein Ackergeräthe; das fünfte die innigste Verbindung der Menschen; das sechste sieht man an allen Körpern, nur an runden nicht; das siebente ist ein Werkzeug der Kaufleute; das achte ein Waldvogel; das neunte ein Mannsname; das zehnte ein Raubvogel.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 342.

Bilderrätsel: Aushungerungsplan der Engländer. — Dreisilbig: Die Ohrfeige. — Logograph: Lolch, Molch, Dolch. — Auszählrätsel: Griechenland. (Mit 6.) — Buchstabenrätsel: Grab, Grad usw. — Arithmetische Aufgabe: 7 21 20 15 22 11 6 23 19 14 24 10 5 25 18 13 26 9 4 27 17 12 28 8 3 29 16. — Zweisilbig: Hamburg.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 12.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Im Häusermeer der großen Stadt.

Von Annette Gleiß.

(Schluß.)

Die großen Ferien beginnen. Die größeren Knaben und ihre Kameraden, der Ferdi, der Edi und der Rudi, schmücken unausgesezt, da sie nun Zeit haben, an ihrem Wigwam herum, sie haben ihn mit einer schwarzgelben Sahne gekrönt und mit Tannenreisig umkleidet. Der Eingang ist mit einem alten Teppich, den Frau Burger großmütig spendiert hat, verhängt und nur die Eingeweichten haben Zutritt, sonst ist jedem der Eingang streng verwehrt und wird mit Löwenmut verteidigt, wenn eine der Frauen in das Heiligtum eindringen will. Nur Franzl ist manchmal drin und er verrät auch das Geheimnis, als einmal Frau Schallinger die Frage aufstellt, was nur die Buam den ganzen Tag in der dumpfigen Hütten machen?

„Wagt Muetter, sie tuan sich federn ins Haar stecken und Tücher um'n Leib binden und an die Füß tuan sa sich Leder schnürn und zum Pepi sag'n's Wler-ange und zum Ludwig springender Hirsch und zum Edi fliegender Pfeil. De Ferdi haagen's Blaggesicht und tuan 'n an den Tisch mit Strick anbinden und dann machen's ihn wieder los und tuan dō Friedenspeife rauchen, lauter Zigaretten, wagt Muetter, sō jan jo Indianer.“

„Na, was dō Buam treiben, is rein aus aller Weis, dō werden nur amol dō Hütten anbrennen“, sagt empört Frau Pottschan, und die Knaben werden einem strengen Verhör unterzogen, wo sie das Geld für die Zigaretten herhaben. Auch Frau Burger mischt sich ein und stellt ihrem Pepi kräftige Prügel in Aussicht, wenn er mit dera Hütten in die Luft geht.

„Aber mir raachen do nur Drama und dō kosten net viel und mir hab'n do kan Pulver, do können mer nōt in d' Luft geh'n“, verteidigen sich die Knaben.

„So, Drama raacht's, no do wird's sehr bald a Drama geb'n“, sagt lachend Frau Schallinger und diese Prophezeiung geht dann auch schnellstens in Erfüllung, denn schon am nächsten Tag schleichen sich die Knaben totenblau aus dem Wigwam, sit'n sehr dāsig im Hof herum, es ist ihnen augenscheinlich totübel und sie gehen an diesem Tage ausnahmsweise frühzeitig zu Bett.

„No, dōs Indianerspielen wird do für a Weil aufhörn“, meint Frau Schallinger zu den andern Frauen und Viki behauptet, gehört zu haben, daß der Ludwig zum Pepi gesagt habe, „all mei Lebtag raach i kan Drama mehr.“

Ein junger Mann vom zweiten Stock, ein Techniker, der sich einen photographischen Apparat verschafft hat, macht nun jeden Sonntag zu seinem und der anderen Vergnügen Aufnahmen. Die Frauen und Kinder stellen sich in malerischen Gruppen zusammen, oder lehnen sich an

die Bäume, schauen von der Tür des Gartenhauses oder aus den Fenstern desselben auf den Amateuer. Neue Blusen und Modeschößen spielen eine große Rolle bei diesen Aktionen. Viki und Milla sind Hauptpersonen, denn sie kommen fast auf jede Platte als anmutige Staffage und auch Franzl in seinem Steirerg'wandel figuriert auf vielen Bildern. Der kleine Oskel, der Sohn einer Trafikantin aus der Nachbarschaft, kommt mit seinem Spitzer einer Hundedame namens Werra, die aber von jedem als männliches Individuum angesprochen und auch so behandelt, also als „der Werra“ gerufen wird, in den Hof und als ihm eine Aufnahme in Aussicht gestellt wird, verschwindet er auf Augenblicke und erscheint dann im höchsten Wuchs und Glanz, in einer weißen Matrosenbluse, einer blauen Sammhose und einem weißen, rotgesäumten Strohhut, Werra mit einer blauen Schleife geschmückt. Es ist nun ergötzlich zu sehen, mit welcher Klugheit das Tierchen die Wichtigkeit des Augenblicks erfaßt, wie es sich neben den Oskel postiert und mit welchem Ernst es auf den Apparat schaut. Nach gelungener Aufnahme umkreist es laut bellend seinen kleinen Herrn, als wolle es sagen: wirst sehen, Herri, gut is gangen, a schön's Bildl wird's werden. Alle freuen sich über „den Werra“ und jeder lobt ihn und nannte ihn a g'scheids Tierl und Franzl wendet sich mit der Bitte an seine Mutter, daß er a so an Werra haben möcht. Diese tröstet ihn auf die Zeit, wo die Hundesteuer aufgehoben sei, dann wird sie ihm a Hunderl kaufen.

Die Aufnahmen, welche fast alle als gelungen zu bezeichnen waren, werden heilig aufbewahrt und Frau Schallinger spendiert sogar einen schönen Rahmen für das Bild, das sie mit dem Franzl an der Hand auf der Bank unter dem Kastanienbaum sitzend, vorstellt, den Pepi, den Ludwig, die Viki und die Milla malerisch gruppiert zu ihren Füßen liegend. Auch der Wigwam wird in die „Photographiererei“, wie sich Frau Burger ausdrückt, einbezogen und die Knaben im indianischen Schmuck zeigen sich den staunenden Zuschauern. Diese Aufnahme ist bei der Jugend am meisten begehrt und der Techniker muß sie verschiedenmal anfertigen. Das Bild vom Oskel und „dem Werra“ ist ein ausgezeichnetes, ebenso eins von Frau Pottschan mit ihren Buben, Frau Burger mit ihren Kindern. So vergeht der Sommer, allmählich wird es Herbst, schräger schon scheint die Sonne, die wilden Reben beginnen sich purpurrot zu färben, die Bäume werfen schon teilweise ihr Laub ab, ein rührendes Bild vom scheidenden Sommer. Die Knaben werfen nach den Kastanien und verfertigen davon lange Ketten, die sie kreuz und quer über den Hof spannen. Das Herrenhaus und der Wigwam werden damit be-

fränzt. Die Milla und Viki schlingen sich Ketten um Hals und Hüften. Als Franzerl seinen Anteil heischt, hängen sie ihm in geheimem Einverständnis eine solche Menge an, daß er sie nicht erschleppen kann und sich keuchend zu seiner Mutter rettet, um sich von seiner Last befreien zu lassen. Diese kommt dann mit den Kastanienketten zu Frau Burger, die die Beete jätet und sagt: „Do schau'n's nur her, was die den armen Buam quälen, a so a Massa Ketten hab'n's ihm ang'hängt, so a Unart von die Lausbua'n.“

„No jo, weil der Machandelbua halt a von allem haben muag, so hab'n mer ihm so viel geben, daß er gnua hat“, meint Ludwig gleichmütig.

Frau Schallinger schmückt den Franzerl dann in bescheidener Weise und stolz schreitet der Kleine im Hof auf und ab. Es werden Ball und Reifen gespielt und die Wände hallen von dem Jubel der Kinder, die dem Herbst noch so viel Schönes als möglich abzugewinnen suchen. Es kommt der große Tag des Nüssehaschens. Am Nachmittag eines Mittwochs klettern die Knaben und ihre Freunde auf die Bäume, mit langen Stangen bewaffnet und schlagen wie besessen darauf los, und lustig prasseln die Nüsse herab. Sie werden von den Mädchen, den Frauen, dem Franzerl und dem Oskel, der mit „dem Werra“ gekommen ist, in einen großen Korb gesammelt.

„A guat's Nussjahr, a guats Buabenjahr“, sagt Frau Burger, befriedigt auf die reiche Ernte blickend.

„Jo, heuer kann si der Kaiser nit beklagen, aus dem Jahrgang kriagt er genuag Rekruten“, antwortet Frau Schallinger.

Franzerl, den eine Nuss am Kopf getroffen, kommt heulend zur Mutter, aber diese weist ihn an, wenn er so wehleidig sei, soll er ins Haus gehen und halt dort bleiben und net beim Nüssehaschen, welche Belehrung sein Geschrei verstummen macht. Plötzlich lachen alle, denn „der Werra“ zieht den Schwanz ein und rennt wie gejagt in den äußersten Winkel des Hofes und bellt ängstlich.

„Der Werra hat Angst vor die Nüssen, er moant wahrseheinli, es wird auf ihn g'schossen“, sagt Frau Pottchan.

„Er is halt wie a Nuss“, der vor die Japaneser ausreißt“, meint witzig Frau Schallinger, welcher Vergleich große Heiterkeit hervorruft.

„Jo, der Werra is g'scheid, der denkt halt, weit davon is gut vorm Schuß“, sagt auch Frau Burger und wirklich, weit weg von den gefahrdrohenden Nussbäumen, alles Lachen bringt ihn nicht mehr in den Bereich derselben, bleibt Werra sitzen.

Der große Korb wird voll von Nüssen und Abends wird großes Nussessen abgehalten. Es werden dazu Papierlaternen angezündet und die Knaben halten ein großes Feuerwerk mit bengalischer Beleuchtung. Lieder werden gesungen und die Mädchen deklamieren Gedichte. Die Frauen sind sehr gerührt und versichern, daß dieser Abend zu den schönsten ihres Lebens gehöre, besonders Frau Burger zerfließt in Wehmut und in Lust über die „deklamatorische Vorträge“ von ihrer Milla.

Rostrot färben sich die wilden Reben, sie sind schon recht gelichtet, die Kastanien- und Nussbäume werfen ihre Blätter ab, die den ganzen Boden bedecken. Frau Schallinger sammelt eifrig die Nussblätter in einen Sack, denn die sind gar gut für Fußbäder, wenn mer im Winter g'schwollene Füaß hat, versichert sie. Die Nähe des Winters ist Morgens und Abends schon recht fühlbar. Kahl stehen die Flieder- und Jasminbüsche und der Altweibersommer hängt sein silbernes Gespinnst an die Zweige. Wenn die feinen Fäden von einem Luftzug getrieben durch den Hof fliegen, läuft ihnen der Franzerl nach, um sie zu haschen. Der Spätherbst rückt heran mit seinen Regen- und Nebeltagen, die Sonne trifft nur mehr im schrägen Strahl den Hof. Die Späzen sitzen trübselig auf den kahlen Zweigen der Bäume oder halten lange Beratungen, wobei einer den anderen zu überschreien sucht. Sie besprechen, daß es jetzt wohl Zeit wäre, die Winterquartiere aufzusuchen und gute Futter-

plätze für den Winter auszuspekulieren. Das Umselpärchen ist fortgezogen. Der Franzerl läuft trotz aller Ermahnung der Mutter, net in dem Wind im Hof umhantelnd z'rennen und lieber in d' warme Stub'n z'kommen, im triefenden Regen herum, bis er sich einen heftigen Husten geholt hat und nun an's Haus gefesselt ist, trübselig aus dem Fenster schaut er nach dem Pepi und dem Ludwig, die ihren Wigwam abschlagen, der schon recht schäbig aussieht, da der Zahn der Zeit ersichtlich an ihm genagt hat. Die Birkenstämme werden klein gehackt und zu Brennholz aufgeschichtet, von dem Tannenreisig wird ein Feuerchen angezündet und Kartoffeln darin gebraten, was die Knaben als eine große Delikatesse erklären. Die Plakate werden zu Drachen verarbeitet.

„Na Machandelbua“, rufen sie dem Franzerl zu, „willst net jekt Du an Wigelwam bauen? Platz is do.“ Aber der Kleine schüttelt traurig den Kopf, er kann nicht reden vor Husten. Die Milla und Viki sind sehr geschäftig mit dem Wegschaffen der Topfpflanzen in die Wohnungen und Frau Burger bedeckt den Springbrunnen mit Laub und Matten und umwickelt die Bassena mit Stroh. Nun kann der Winter kommen, der auch nicht lange auf sich warten läßt. Schon hat es Reif angelegt und die Äste und Zweige der Bäume und auch das Gartenhaus sind wie mit Silber überzogen. Schächtern beginnt es zu schneien, wie probeweise, der Schnee zerschmilzt wieder und große Lachen bilden sich. Aber in einer Nacht hat es tüchtig Schnee geworfen und als der Ludwig morgens vor die Tür tritt, um sich Wasser zu holen, muß er durch den Schnee waten. „Winter is“, verkündet er dem Franzerl, dem er einen Schneeball bringt, der natürlich im warmen Zimmer sofort zerschmilzt und eine Lache bildet, was ihm einen Klaps von der Mutter einträgt. Der Franzerl ist nur mit Mühe im Zimmer zu halten und nur der Hinweis aufs Christkindl, das wenn er bis zum heiligen Abend no husten tuat, ganz sicher am Haus vorüberfliegt und den Christbaum wo anders hinbringt, veranlaßt ihn zum Bleiben.

Die anderen Kinder halten lustige Schneeballenjagden ab und die am Morgen so weiße Decke ist schon am Abend in schmutziges Grau verwandelt. Es schneit noch immer und Frau Burger hat viel zu tun mit Kehren, damit die Gartenhausbewohner ungehindert zum Windfang und zur Bassena gelangen können. Das kleine Haus hat eine weiße Haube aufgesetzt bekommen und sieht wie verzaubert in den Hof hinein. Die Bewohner zeigen sich nur noch, wenn sie Wasser holen oder zum Greisler, zum Bäcker oder zur Milchfrau gehen. Der Kohlenmann muß oft mit seiner Last kommen und schwarze Spuren bezeichnen immer seinen Weg. So wird es Weihnachten. Frau Pottchan geht mit dem Ludwig auf den Christkindlmarkt und bringt dem Franzerl einen großen Lebzeltenteiler mit. Auch Frau Schallinger beehrt ihn mit einem solchen Herz und glückselig betrachtet der kleine Bursch seine Schätze. Als am Morgen des 24. Dezember mehrere Tannenbäume im Hof lehnen, ruft er jubelnd: „Mutter, do san jo über Nacht Christbaum g'wachsen.“

„Waßt, dös san Machandelbaum“, sagt der Ludwig, der es nicht lassen kann, seinen Bruder zu necken.

„Habt's schon an Christbaum“, fragt der Pepi den Ludwig und stolz verkündet er, daß er, da die Mutter kan Zeit hat, mit dem wichtigen Auftrag, einen Christbaum zu kaufen, auf den Markt gehen wird. Ludwig geht mit der Mutter zum gleichen Zweck und die Viki ist nicht wenig stolz, daß sie schon an Baum hab'n, da lehnt er an d'r Mauer. D'r Vater hat ihn scho in aller Fruahbracht, über an Guld'n hat er kost.

Abends erstrahlt das kleine Haus im Lichterglanz und zwei helle Knabenstimmen singen das Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht.“ Frau Schallinger hat sich auch ein Bäumchen geschmückt und angezündet, sie sitzt betend und ihrer Lieben gedenkend in ihrem Zimmer, bis sie von Frau Pottchan und den Kindern

aufgesucht wird. Sie hat einige Gaben vorbereitet und wird auch beschenkt, vom Ludwig mit einer Laubsägearbeit und vom Franzl mit einem Lampenschirm. Dann sitzen alle Bewohner des kleinen Hauses bei Weihnachtspunsch und Kleienbrot zusammen bis spät in die Nacht. Am ersten Festtag herrscht ein reger Verkehr im Hof, die Freunde der Knaben und die Freundinnen der Mädchen kommen, bewundern gegenseitig die neuen Gewänder, die Stiefel, die Hüte und was sonst das Christkindel gebracht hat und erzählen, wie schön bei ihnen der heilige Abend war, wie d' Mutter g'want und d'r Vater beinah g'schluchzt hat, wie sie gesungen und gegessen hab'n und was alles sich Kinder zu erzählen für wichtig halten.

Frau Burger erscheint, um den Hugelhupf und das Kleienbrot von Frau Schallinger und Pottschan zu kosten und bringt eine Probe ihres eigenen Gebäcks. Bei Kaffee und Weihnachtstriezel wird ein gemütlicher Plausch abgehalten. Dem Franzl, dessen Husten wieder aufgehört hat, wird versprochen, wenn's morgen schön ist, darf er im neuen Winterrock und in der Pudelmüg'n auch in den Hof. „D' Handschuah von d'r Frau Schallinger derf i aber a anzieh'n?“ fragt er, welcher Wunsch ihm denn auch gewährt wird.

Am zweiten Feiertag hat der Pepi eine großartige Idee, er will in der Ecke, wo der Wigwam gestanden hat, einen Schneemann errichten; dieser Vorschlag wird von den Kindern mit großem Jubel aufgenommen. Gesagt, getan. Mit Feuereifer begeben sie sich ans Werk. Ludwig und Pepi erklettern am Spalier das Dach des Gartenhauses und kehren den Schnee herunter, die andern raffen ihn zusammen, und als ein genügender Vorrat geschaffen ist, geht es an das Formen. Auch Oskel, der mit seiner Werra im Hof erscheint, wird zur Arbeit kommandiert. Bald ist ein sackähnliches Gebilde mit einem Kürbisförmigen Kopf errichtet. Seine Augen sind Glas- kugeln, seine Lippen Ziegelsteinchen, seine Nase ein Stück Holz, runde Kohlenstückchen sind als Knöpfe auf seine Vorderfront gesetzt. Frau Burger spendiert einen alten Schlapphut, dem eine Hahnenfeder ein verwegenes Aussehen verleiht, sowie einen Stock mit einer großen Krücke. Beides wird zur Ausschmückung des Schneemannes verwendet. Werra, die bis jetzt in ihrem Hundes- dasein ein solches Bildwerk noch nicht erblickt hat, um- freist es knurrend und bellt es dann wie unsinnig an. Der Schneemann ist ihr offenbar unheimlich. Der Pepi, der nicht wenig stolz auf sein Werk ist, erklärt: „Der Werra mant, er is lebendig und haut eahm mit'n Stock.“ Allen gefällt der Schneemann ganz außerordentlich und alle Kinder der Nachbarschaft kommen in den Hof ge- strömt, um ein derartiges Kunstwerk anzustarren. Der Schneemann steht stolz durch volle acht Tage in der Ecke, bis ihn nach Neujahr die liebe Sonne besonders freundlich anlacht, ihn dadurch langsam zu Fall bringend. Franzl ist über sein Ende tief betrübt und weint ihm bittere Tränen nach.

„Aber sei still, Franzl, muagt net wanen, macht's euch halt wieder an andern“, so tröstet ihn Frau Schallinger. Aber dazu kommt es nicht, denn die Knaben müssen in die Schule, sie haben keine Zeit mehr. Aber noch lange reden sie vom Schneemann, wie er so natürlich dog'stand'n hat und wie ihn der Werra b'schaut und anbellt hat, weil er glaabt hat, er kriagt Hiab, mit'n Steck'n, und do hat er si g'furcht'n vor eahm.

Allmählich wird es wärmer, der Schnee zerfließt und schon steigt die Sonne wieder höher. Hie und da weht auch ein laues Lüftchen. Die Spazier, die im Winter sich nur in einzelnen Exemplaren zeigten, ver- sammeln sich wieder auf den Bäumen und dem Garten- haus und schreien nach dem Frühling, der ihnen bessere Zeiten bringen soll. Gellend schallt es über den Hof: „Scherr, Scherr, Scherr, Scherr.“ Wie lange wird es noch dauern, so tanzt der Franzl wieder im Hof herum, sich über die Sonne und den Frühling freudig und ent- deckt jubelnd das erste Schneeglöckchen.

So ist also dieser Hof und Garten ein Idyll zu nennen und er bewahrheitet die Worte, daß derjenige glücklich zu nennen ist:

„Der noch ein Stückchen Garten hat
Im Häusermeer der großen Stadt.“



Das Patenkind der Landstürmer.

Das Landsturm-Bataillon Meh fand im letzten Winter in Stan- devile (Rußland) einen kleinen, von den Russen verschleppten ostpreussischen Knaben. Eltern und Herkunft konnte nicht ermittelt werden; eine deutsche Flüchtlingsfrau hatte sich des hilflosen Knabens angenommen. Die braven Landstürmer, deren Kommandeur ein Offizier aus Wiesbaden ist, be- schlossen, den etwa 1 1/2 jährigen Knaben als Patenkind anzu- nehmen. So wurde der Knabe am Vortage von Kaisers Geburtstag feierlichst getauft. Das ganze Landsturm-Bataillon stand Pate. Der Junge erhielt den Namen: Franz Wilhelm Meh. Bald darauf wurde das Bataillon versetzt nach Thorn



(Westpreußen), und mit schwerem Herzen wurde Abschied ge- nommen von dem kleinen Schützling. Mittlerweile hatte die Stadt Meh von der Tat ihrer Landsleute Nachricht erhalten und beschloß, den Knaben zu adoptieren. So reiste kürzlich Franz Wilhelm Meh in seine neue Heimat. In Thorn machte er einige Tage Station und die Freude seiner vielen Paten war groß. Viele photogr. Aufnahmen wurden gemacht. Anbei ein Bild des Knaben. Möge seine Zukunft eine glückliche sein!



Fischneester auf dem Festlande.

Es gibt nicht nur Fische, die auf verhältnismäßig großen Strecken über Land zu wandern vermögen, wie es z. B. im Frühjahr die Aale tun, um die nächste Wasserseiche zu erreichen, sondern man sagt auch den Meeresbewohnern nach, daß es unter ihnen besondere Arten gibt, die an der Küste selbst Nester verfertigen. Solche Fischneester auf dem Lande beobachtete, wie die Umschau erwähnt, der Forscher F. J. Jackson in Südafrika. Es handelt sich um den sog. afri- kanischen Lungenfisch (Protopterus ethiopicus), dessen Nester von dem Forscher in einem mit Gras bewachsenen Fleck gefunden wurden. Diese 50 Zentimeter tiefen Nester hatten eine runde Form und einen Durchmesser von 1 Meter. Ringsum waren sie von einem kleinen Wall von Schlamm umgeben, der mehr als 10 Zentimeter breit war und ungefähr 2 1/2 Zen- timeter über das Wasserniveau emporragte. Die Oberfläche dieses Schlammringes war mit großer Sorgfalt geglättet, und man nimmt an, daß die Lungenfische den Schlamm im Maul zu den Nestern befördern und ihn mit ihren aalähn- lichen Schwanzende glatt streichen.

Das Pflanzenblatt als photographische Platte.

Die bekannte Fähigkeit des Blattgrüns oder Chlorophylls, unter dem Einfluß des Sonnenlichtes die aus der atmosphärischen Luft stammende Kohlensäure im Pflanzenleib in Stärke zu verwandeln, also eine sog. photochemische Umsetzung vorzunehmen, hat den bekannten Physiologen der Botanik Hans Molisch, wie er in der Photographischen Korrespondenz mitteilt, zu interessanten Versuchen angeregt, die Lichtempfindlichkeit des Blattes zu photographischen Zwecken auszunutzen. Nur unter dem Einfluß des Lichtes entsteht, wie gesagt, im grünen Laubblatt Stärke. Der Nachweis für die Bildung von Stärke wird dadurch erbracht, daß sie sich mit Jod blau färbt: sog. Jodstärke. Im Gegensatz dazu verliert ein Blatt, das im Dunkeln gehalten wird, nach kurzer Zeit alle Stärke; die Blaufärbung kann dann nicht mehr erreicht werden. Belichtet man nun ein Laubblatt, das zum Teil von lichtundurchlässigen Schichten bedeckt ist, und färbt die belichteten Stellen blau, so erscheinen die unbelichteten Partien hell und zwar in haarscharfen Konturen gegen das Blau. Auf diese Weise kann man Schriftzeichen auf das Blatt bringen. Molisch ist es auch gelungen, ein photographisches Negativ als Positiv auf das Laubblatt zu übertragen. Für diese Versuche eignet sich besonders das Blatt der indischen Kapuzinerkresse, da es kahl und dünn ist und sich durch Beseitigung des Chlorophylls ganz weiß machen läßt. Es wird mit dem Negativ bedeckt und der Sonne ausgesetzt. Nachher wird es vom Stengel abgeschnitten und der Jodbehandlung unterworfen. Das Positiv erscheint schon nach wenigen Minuten in hervorragender Schärfe, und zwar je nach der Stärkemenge, die jeweils erzeugt worden ist, in verschiedenen Farbenqualitäten, schwarz-blau, blau, violett und lila. Man kann aber ebenso gut das Blatt wie eine photographische Platte in der Kamera verwenden. Und weiter kann es als Kopierpapier dienen. Das Chlorophyll entspricht dem Silbersalz der lichtempfindlichen Platte, und wie der Entwickler wirkt das Jod. Ein in seiner Erattheit und Empfindlichkeit geradezu wunderbarer Mechanismus des natürlichen Geschehens, wie er durch technische Leistungen nicht übertroffen zu werden vermag, tritt in diesen Versuchen zutage.

Ein Alterer vor 100 Jahren.

Vor 100 Jahren bezeichnete ein Schriftsteller das Problem des Menschenfluges, das damals die Menschen wieder lebhaft beschäftigte, als einen Aberglauben und machte sich weidlich lustig darüber, daß auf einer Abendgesellschaft im Hause eines deutschen Fürsten, der auch er bewohnte, die Broschüre eines fluglustigen Doktors Weinholtz aus Braunschweig vorgelesen wurde und die Mitglieder dieser anserlesenen Versammlung die Verwirklichung dieses Gedankens als eine völlige Umbildung aller bestehenden Verhältnisse bezeichnet hatten. Der Wiener Uhrmacher Degen ließ 1808 verlauten, daß er an einer „überaus kunstreichen Flugmaschine“ arbeite. Neugierige und Götter sammelten sich bald um ihn, und die ihm reichlich zufließenden Gelder zerschmolzen wie Schnee in seinen Händen. Die Re-

gierung ließ sich auf Vorschüsse nicht ein. Als die Franzosen 1809 in Wien einrückten, wandte sich der Erfinder an Napoleon, der ja noch höher hinaus wollte als er. „Die Maschine sei zwar noch nicht bei völliger Flugkraft“, kündete er an, aber er wolle doch in der k. k. Reitschule eine Probe ablegen gegen ein Eintrittsgeld von einem Gulden. Die Maschine bestand nach Schönholtz „in einem Gerüst von Eisenstäben, von dem oberhalb zu beiden Seiten horizontale, lanzettförmige Flügel ausgingen, welche im Scharnier sich auf- und abwärts bewegen ließen, mittels des mit Händen und Füßen regierten Gestänges, wie an einem Weberstuhl. Die Flügel waren aus Stahl, sicheln und bunten Bändern so konstruiert, daß sie aufwärts die Luft durchließen, abwärts bewegt die Ventile schlossen.“ Das abgebildete Modell zeigt dem Vogelflug nachgebildete Flügel, zwischen denen der Erfinder in waltierendem Anzug unternehmend steht. Der erste Versuch, zu dem viele hohe Persönlichkeiten, darunter auch Waret, Napoleons Minister, erschienen waren und bei dem der fabelhafte Vogel in seiner pikanten Form lebhaftes Interesse hervorgerufen hatte, dieser erste Versuch mißlang völlig. Später machte der unglückliche Erfinder auf Befehl Kaiser Franz I. im Park von Luxemburg wieder einen Aufstieg, wobei der große Vogel von einem mächtig gefüllten Ballon in die Luft getragen wurde, während Degen fleißig mit den Flügeln schlagend, darunter hing. Der Kaiser schenkte ihm 4000 Gulden. Später ist er in Berlin und Paris mit seinem Flugzeug gewesen. Während die Alliierten in Paris weilten, wußte er die Aufmerksamkeit der Großen noch einmal auf sich zu ziehen und empfing auch von Kaiser Alexander von Rußland eine Handvoll Dukaten. Aber mit seiner Flugmaschine hatte Degen doch kein Glück.

Das fleißige und das faule Tieschen.

Auch das ärmlichste Fenster schmückt es, das tiefrote Blümchen, das, eine Balsaminart, unaufhörlich tätig ist, neue Blüten hervorzubringen, und daher vom Volke „das fleißige Tieschen“ genannt ist. Aber nicht alle Tieschen sind so fleißig! Es gibt auch ein faules, das natürlich nicht zur Zierranze erhoben ist, sondern draußen auf dem Acker und felde sein Heim hat und in unseren Schulbüchern Gauchheil heißt. Weil man meinte, daß eine Abkochung seines Saftes den Gaudi, den Narren, heile, hat man ihm diesen Namen gegeben. Aber das kleine liebliche Blümchen blüht doch auch wie seine stolze Namensschwester vom Frühling bis in den späten Herbst unermüdet — warum hat ihm der Volksmund den bösen Namen gegeben! Je nun, weil es eine kleine Gangschläferin ist und erst spät am Tage die freundlichen Augen öffnet, erst wenn es von Frau Sonne wiederholt und dringlichst gemahnt ist, daß es nicht mehr an der Zeit ist zu schlafen, sondern zu wachen und auch sein Teilchen beizutragen zum großen Blumenranze ihres Kindes, der Natur. Aber wenn die strahlende Mahnerin nun nicht da ist, wenn es trübe und regnerisch ist? Dann öffnet das Blümchen seine verschlafenen Auglein häufig gar nicht und darf sich dann

erst recht nicht wundern, wenn man es „faule Tiese“, „faule Grete“ oder allgemein „faule Magd“ nennt. Der Landmann weiß freilich auch die „faulheit“ der Kleinen zu nutzen. Wenn sie am Morgen einmal gar nicht aufwachen will, dann ist die Luft stark mit Wasserdämpfen gesättigt, und er hat sich daher auf Regen einzurichten. Daher ist ihm faulfließen eine Art Wetterglas, das vor allem den Vorzug der Billigkeit hat; und nicht nur dem deutschen Landmann ist sie das, auch dem Engländer, der sie geradezu poor man's weatherglass, das Wetterglas des armen Mannes, nennt. Söhns (Hannover).

Gute Bücher.

Zu der besten Lektüre für die Jugend gehören unzweifelhaft die im Verlag von Englin und Laiblin's Verlagsbuchhandlung in Reutlingen erscheinenden, von der „Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege“ in Berlin herausgegebenen „Bunte Jugendbücher“. Jedes der von ersten Künstlern illustrierten und mit einem farbigen Umschlagbild versehenen Hefte kostet 10 Pf., außerdem stellt der Verlag auch je fünf Hefte zu einem dauerhaften stattlichen Ganzleinenband zusammen, der für 1 Mark zu haben ist. Wir machen gern auf die „Bunten Jugendbücher“ aufmerksam, die gewiß vielen unserer jungen Leser schon bekannt sein werden. Da gibt es hübsche Tiergeschichten, wie z. B. die Hefte: „Raubzeug“, Tierbilder von H. Böns u. a.; „Tiger, Jaguar und Panther“ von Th. Zell; „Tiergeschichten“ von R. von Werner und „Gefährliche Abenteuer“ von Karl Hagenbeck usw., interessante Reiseschilderungen, wie „Quer durch Afrika“ von H. M. Stanley, abenteuerliche Geschichten, wie „Die Nacht auf dem Walfisch“ von Fr. Gerstäcker oder „Das Fort an der Salzfurt“ von demselben Verfasser, „Die Abenteuer der „Emden“-Mannschaft“ von Kapitänleutnant von Mücke usw., und allerlei hübsche Erzählungen. Wer ein gutes, schönes Buch für wenig Geld haben will, der greife zu den „Bunten Jugendbüchern“.

Zwei leichte Knacknüsse.

1. Die Fabrikanten Schulze und Schmidt, deren Fabriken nahe beieinander liegen, haben zusammen 720 Zentner Kohlen bestellt. Herr Schulze bekommt hiervon 172 Zentner mehr als Herr Schmidt. Wieviel Zentner bekommt jeder?

2. Drei Verwandte haben eine Erbschaft von 10000 Mk. zu teilen. A erhält 800 Mk. weniger als C und B 1200 Mk. weniger als C. Wieviel erhält jeder?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Rätsellecke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

Auflösung der Knacknuss aus der vorigen Nummer:

Das Sternchen hatte 50 Meter Fadenslänge und kostete 10 Pfennig. Die Rolle gleichstarker Nähseide hatte 135 Meter Fadenslänge und kostete 25 Pfennig. Die Rolle feiner Nähseide hatte 185 Meter Fadenslänge und kostete 25 Pfennig. Im Durchschnitt erhielt ich für je 1 Pfennig $6\frac{1}{2}$ Meter Fadenslänge.